

Zeitschrift: Schweizer Theaterjahrbuch
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur
Band: 26 (1960)

Artikel: Farbenspiel des Lebens : Max Pfister Terpis, Architekt Tänzer
Psychologe, 1889-1958
Autor: Schede, Wolfgang Martin
Kapitel: Der Einsame
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-986605>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Einsame

Als ob mit diesem letzten Wurf erfüllt sei, was er der Mitwelt zu geben hatte, zieht sich Max Pfister in den ihm nun verbleibenden Jahren mehr und mehr in die Einsamkeit zurück. Auch der stillen Arbeitsstätte an der Rämistraße war nur kurze Dauer beschieden. Enttäuschung und wirtschaftliche Sorgen überwucherten diesen letzten tätigen Impuls. Noch eine Gast-Dozenten-Tätigkeit an einer sozialen Institution des Migros-Genossenschaftsbundes, der «Migros-Klubschule» in Zürich, bei der er seiner aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten zusammengesetzten Hörschaft Vorträge über «Psychologie des Alltags», «Einstellung zur Umwelt» und «Probleme des Alterns» hält, ein letzter Lehrauftrag an der Universität Bern über «Choreographie und Regie» im Wintersemester 1946/47, dann wird es allmählich still und stiller um ihn. Mit seinem Hunde Tips als einzigem Gefährten haust er nun auf der Höhe über dem Zürichsee, pflegt seinen Garten, empfängt hin und wieder den Besuch treugebliebener Freunde und ehemaliger Schüler oder Mitarbeiter — und die Feste des Dionysos, die er so oft und gern in Gesellschaft naher Freunde zu begehen pflegte, feiert er nun allein. Sie ersetzen ihm die subtilen Räusche des Schaffens, bannen die Schatten, die ihn zu umstellen beginnen, und beschwören die kaum mehr gewußten Bilder der geflügelten Gestalten, deren Obhut und Weisung er sich in den Jahren seiner Jugend so gläubig anvertraut hatte.

Seine Gesundheit wird schwankend. Besorgten Fragen der Freunde weicht er aus. Er hat sich und sein Schicksal nie in den Vordergrund gestellt. Nur in Briefen schließt er sich gelegentlich auf, und in diesen Briefen — ihre Auswahl umfaßt das Jahrzehnt zwischen 1946 und 1956, und sie sind an den Gefährten seiner Hannoveraner Jahre, Friedrich Kolander, gerichtet — wollen wir ihn nun selber sprechen lassen.

Manches, was in den Seiten dieses Buches schon antönte, hören wir nun von ihm selbst, wir hören auch, wie er Stück um Stück alles von sich abtut, was seinem Leben bis dahin äußere Gestalt gab, den Tanz, das Theater, den geliebten Gesang, und schließlich auch die Psychologie, die er mit skeptischen Worten bedenkt. Wir hören aber auch, wie seine Teilnahme an jenem fern gerückten Leben der andern sich eher vertieft, nun sie nicht mehr an die Zufälligkeiten und Unzulänglichkeiten des unmittelbaren menschlichen Zusammenlebens gebunden ist, wie sie sich reiner und stärker zugleich entfalten kann.

Das Schicksal der Freunde in Deutschland bewegte ihn tief, und er war nach seinen bescheidenen Kräften bemüht, ihre Not zu lindern, wo er konnte. Oft erzählte er, wie sehr es ihn erschüttert habe, daß einer seiner Freunde aus Berliner Tagen ihn auf seine Frage, was er ihm schicken könne, um ein Paket Kerzen gebeten habe, da er sein trockenes Brot lieber ein wenig festlich verzehre . . .

(16. 5. 46)

. . . So glücklich es mich macht zu hören, daß Du lebst und durchgekommen bist, so bin ich doch tief erschüttert über die knappe Reportage Deines jetzigen Schicksals. Ich kann mir alles vorstellen, was dahinter steckt, und wie gern möchte ich Dich hier haben, zum Ausruhen, zum Erholen und zum Neukraft-Finden. Und Bücher und einen Garten und ein kleiner Hund — wir alle würden Dich schon wieder hochbringen, damit Du Mut und Lust zum Weitergehen bekommst. Weißt Du, es ist mir oft unerträglich, so machtlos daneben zu stehen und zusehen zu müssen, wie meine liebsten Menschen verelenden. Man kann nie mehr recht froh werden. Der einzige Trost ist, daß das Leben stärker ist als Not und daß die Zeit tut, was wir nicht tun können.

Du fragst mich, was ich tue. Ich war drei Jahre in Basel Regisseur für Oper und Schauspiel und bin dann mit den schätzbaren Resten meiner Kraft und Nerven geflüchtet in mein Häusel. Hier und da habe ich noch irgendwo eine Gastregie, aber das ganze Theaterwesen und -unwesen blättert mir ab und ich mag nicht mehr. Statt dessen werde ich ein alter Schwätzer, halte Vorträge und Kurse an der Volkshochschule und habe einen Lehrauftrag an der Universität Zürich für Choreographie und Regie. Dann habe ich ein Buch geschrieben, «Tanz und Tänzer», das im Sommer erscheinen wird. Und so. Ich kann mich grad so durchschlagen. Aber es ist mir lieber so, als in fester Anstellung draufgehn . . .

(6. 2. 47)

Meine Pferde galoppieren alle durcheinander, und ich bringe sie nicht in einen vernünftigen Trab. Und dazu noch Weihnachten und das ganze magische Zeug, das in der Luft liegt, und die Dämonen, die in den Schornstein hinunter spucken — na, das Größte ist nun wieder vorbei. Ich dachte, ich hätte endlich den roten Faden wieder in den Händen. Hab ich auch. Aber er droht immer abzureißen. Die ganze Theaterei lag schon bei den alten Akten, und nun kommt sie wieder drohend nah. Tristan und Walküre im südlichen Ausland — ausgerechnet! Aber das viele Geld könnte ich so gut brauchen. Es reicht für drei Monate Studium nachher . . . also in Dreiteufelsnamen: Wagner. Wenn es wird und bedrohlich erscheint, berichte ich Dir. Dann mußt Du mir schnell wieder von Dir erzählen. Von bruzzelnden Bratäpfeln und dem schwebenden Baum und allem Fontane, den Du um Dich hast . . .

Nach einer Frankreich-Reise

(29. 8. 48)

Ich habe es herrlich gehabt, zuerst in der Bretagne an einem Sandstrand mit Klippen, Ebbe—Flut und einem Liegestuhl. Den

ganzen Tag ohne ein Wort reden zu müssen. Sand durch die Hände rieseln lassen, Muscheln suchen und Sandflöhe ärgern. Gedankenlos. Und auch gar keinen Sinn oder Symbole zu suchen, und auch nichts zu gestalten oder «verarbeiten» zu müssen, sondern um zu sein und hinzunehmen. Dann kam der Trubel von Paris, der die Epidermis erregt, und wo ich mehr zu mir selber komme, wo ich mich abgrenze und statt zu zerfließen, meine Umrisse spüre, stolz werde. Weißt Du, wo man so sagt «Ihr», und «Aber Ich», und «ich mag» und «mag nicht», und wo man auf einmal seine Nackenwirbel wieder spürt. Ja, es war sehr gut.

In der Schweiz geht es komisch zu. Es ist schwer, sich hier gegen Einflüsse zu behaupten, weil sie alle so klug und verständig und nützlich und «richtig» sind. Im Sinne des Allgemeinen und der Ordnung. Man wird so leicht ein Teil und dadurch abgeschliffen . . .

(29. 12. 48)

. . . Nun ist gleich schon wieder so eine schwierige Zeit; kaum hat man mit einigem Anstand Weihnachten überstanden. Welchen Fährnissen sind wir blöden, sensiblen Geschöpfe doch immer ausgesetzt! Immer kommen wieder tiefe Löcher, die man sogar sieht, und in die man böse hineinfallen kann, wenn man sich nicht sehr in Acht nimmt. Ich wollte fliehen. Aber für ein paar Tage Paris reicht das Geld nicht. Und vor Venedig grault mir doch, wenn es grau, neblig und ohne den Glanz ist, der zu ihm gehört. Ich habe mir deshalb vorgenommen, die Tage zu versaufen. Dann weiß ich wenigstens, weshalb . . . Es gibt in Zürich im alten Viertel eine Kneipe, wie ich sie auch im früheren Hannover hatte, in der Altstadt, wo die Käser und Schweizer vom Land ihren Lohn versoffen und plötzlich so eine Art «Weltmänner» wurden, wüst und sehr robust, wo dann plötzlich einer sein Herz entdeckte und sentimental wurde und über sein Leben heulte, bis ihn seine Kameraden abschleppten. Ob es

die wohl noch gibt? Solche Orte muß es immer geben. Auch hier natürlich. Aber «man» geht selbstverständlich nicht hin, in diese Herbergen der Arbeits- und Heimatlosen.

Einmal war ich mit Kreuzberg dort, nach seinem Tanzabend, und weil er durchaus nichts «Feines» wollte. Und da torkelte ein Besoffener an unserer Ecke vorbei, ein Kaminfeger, verklärt, und mußte es jedem sagen, er hätte eben so etwas ganz Schönes gesehen, einen Tänzer und so . . . und mit einer Glatze, und es wäre gewesen wie im Himmel. Und daraufhin könne man sich bloß sinnlos besaufen, weil kein Mensch verstehe, wie schön so etwas sei. Wir muckten uns nicht, aber das war das einzige Mal, daß ich den lieben Harald etwas heulen sah.

Also da verbringe ich nun den Sylvester. Ich schäme mich nicht mehr, auch nicht vor mir selber. Irgendwann einmal muß man doch einsehen und dazu stehen, was alles in einem unterirdisch rumort, und daß da vieles lebt, was man bei Tageslicht nicht gern sieht und auch nicht zeigen kann. Es braucht ja nichts «Böses» zu sein, aber man kann ihm sagen — ja, wie denn? Ordinär, oder unedel, oder auch ganz fein: das Allzumenschliche. Was heißt das schon. Es tut einem vielleicht bloß leid, daß man's nicht auch sublimieren oder verdrängen oder vergeistigen kann, und daß es, wenn schon, so gelebt sein will, wie es eben ist. Und leid, daß man doch eben auch ein ganz gewöhnlicher Mensch ist mit all seinen Schwächen und Unzulänglichkeiten. Aber andererseits empfindet man es auch als Glück, so in die Masse eingebettet zu sein, so gar nicht anders zu sein und zu empfinden wie die andern, wenigstens partiell, an manchen Ecken.

Ich kann nicht mehr Rilke lesen, auch nicht Oscar Wilde oder George, oder Bach anhören oder die Renaissance-Maler anstaunen. Um so brennender interessiert mich, was kommt. Was das Heute hervorbringt, und wie dies durch den Künstler gesagt wird. Es hat mich in den letzten Jahren immer wieder gewundert und erschreckt, wie miserabel mein Gedächtnis geworden

ist, und wie ich so sehr vieles einfach vergessen habe. Aber jetzt finde ich es gut so. Es ist dann Platz für das Gegenwärtige, und eine Möglichkeit, unvoreingenommen und unbefangen sich seiner Erlebnisfähigkeit zu überlassen. Was wichtig ist, haftet ja sowieso. Und ist Besitz geworden und gehört zu mir . . .

Wieder hat er ein Jahresende hinter sich gebracht und mit den winterlichen Dämonen der lichtlosen Zeit kämpfen müssen.

(7. 1. 49)

. . . Diese verfluchte Zeit hat manches in mir aufgerüttelt, das ich sonst sorgsam bewache und beherrsche. Vaterkomplexe, Minderwertigkeitskomplexe, Einsamkeitsangst. Und dann ging ich saufen. Das Erschreckendste für mich ist, daß ich so entsetzlich nah bin an den *Grenzen*, daß ich so leicht verlieren kann, was ich das *Maß* nenne, *mein* Maß. Das, was ich tun kann und *darf*. Daß bei mir die Gefahr des Abrutschens so groß ist, und daß die Grenzen so labil und unzuverlässig sind. Vor allem auch nach unten. (Wohl auch nach oben, aber das steht nun nicht zur Diskussion.)

Ich glaube, wir müssen doch meistens pendeln und eben das Maß, das einem andern selbstverständlich ist, schwer zu erringen suchen. Schiller hat es gekonnt. Darum liebe ich ihn mehr als Goethe und Lessing, denen es nicht so schwer fiel, ihrer Natur nach. Und ringsum sieht man bloß, was nicht genügt, was besser sein sollte, was andere besser machen und tun, was man verpaßt hat und wozu man nicht gekommen ist. Und man wird armselig vor sich, oder bitter. Und wenn man noch Kraft genug hat, beginnt man im neuen Jahr mit guten Vorsätzen. Ich glaube aber, daß damit nichts geholfen wird. Das Leben hat mich nun einmal auf eine Stelle gesetzt, die besetzt sein muß. Zufällig durch mich. Und deshalb muß ich sie so gut ausfüllen wie möglich, um ihretwillen. Damit habe ich schon das

Allerwichtigste erreicht: meine Einordnung in das Leben und Gegenwärtige. Irgendwo bin ich wichtig und nötig. Und dem Heute verbunden. Mein Gott, meinst Du denn, auf meinem Gebiet, der Psychologie («———») gäbe es nicht sehr viele viel bessere und wichtigere? Oder als Regisseur, dem Beruf, den ich verlassen habe, auch, weil er mir und meinen Ansprüchen an mich nicht genügte als Auswirkung?

Das sind kindische Titanenträume. Und wenn wir vom Leben wenig gelernt zu haben scheinen, verfolgen sie uns bis ins Alter, als Unbescheidenheit, Hybris. Und was uns zu lernen bleibt ist, das Maß und unsere Grenzen zu erkennen, und, mein Gott, wie schwer, sich zu bescheiden. Und wenn man darüber hinaus will, liegt man auf der Nase. Wie ich momentan . . .

Im Frühjahr 1949 wird die Stellung im Institut Biäsch fragwürdig, und Pfister trägt sich mit dem Gedanken einer eigenen Praxis.

(30. 4. 49)

. . . Es war so, daß wegen Arbeitsmangel unser Institut zwei Mitarbeiter entlassen mußte und daß ich realisieren mußte, daß ich dort gar nicht so fest und sicher und «auf Lebenszeit» festhänge wie ich dachte, sondern daß auch mich wieder Arbeitslosigkeit treffen kann. Was das heißt in meinem Alter und bei diesem Beruf — na. Und so regen sich die alten Gelüste nach Selbständigkeit und eigener Tätigkeit sehr stark, aber ich vertraue mich nicht, traue meinen Kenntnissen, dem Wissen zu wenig zu, habe Angst, nicht genug zu verdienen bei meiner Blödheit und Scheu in Geldsachen, und kann mir nicht vorstellen, wieso Leute zu mir kommen sollten. Ich denke dabei an ein Zimmer in einem Arbeiter- oder Kleinbürgerviertel, in dem ich Konsultationen seelsorgerischen, psychologischen Stils gebe. Von der Behandlung eines bettnässenden Kindes bis zu Liebeskümmern, Ehekrach, Selbstmordversuch und verkannten Ge-

nies, was da alles so reingehört unter «psychologische Beratung». Und dabei spukt noch so ein anderes Bedürfnis mit hinein, da ich schon ein unverbesserlicher Idealist bin. Ich bin doch eigentlich sehr allein. Vielleicht ergäbe sich dabei so etwas wie ein Kreis oder ein Gebilde, das sich wie meine Berliner Schüler früher um mich scharte, und dem man auch anderes, Schönes bringen könnte, Literarisches, Musik, eine Art von Gemeinsamkeit. Aber eben, ob ich nicht zu alt und verbraucht bin? Es fehlt mir der jugendliche Elan zur Durchführung. Es müßte jemand für mich herumreden, trommeln, mich zwingen und meine Skepsis und meinen Mangel an Selbstvertrauen wegwischen.

Na, so ist es. Und deshalb halte ich lieber den Spatz in der Hand als die Taube (früher war es ein Adler) auf dem Dach. Aber immerhin! — Vorläufig — vorläufig geht es so weiter im Institut. Aber eben, trotz allem, angestellt, zweiter Ordnung. Ist es überheblich, wenn ich immer die erste Geige spielen will, und sei es auch nur in einem Trio? Lieber Spatz auf dem Dach als Paradiesvogel in der Hand? Ich bin ganz unsicher und voller Skepsis und ohne Mut und Traute. Bedenke: stud. theol. — Architekt — Tänzer — Theater — Psychologie — Dilettant!

Die Lösung aus dem Institut Biäsch ist vollzogen, die eigene Praxis in der Rämistraße schleppt sich mühsam ihrem offenbar unvermeidlichen Ende entgegen.

(7. 3. 50)

... Die letzte Zeit war ziemlich schlimm, und ich war oft an den Grenzen, wo alles sinnlos scheint und die eigene Unzulänglichkeit und Überflüssigkeit überhand nehmen will. Ich sitze in meinem Sprechzimmer und warte, daß jemand kommen möge, und habe alle Kerzen angezündet. Aber es kommt niemand, und abends blase ich sie alle wieder aus, und dann kommen die Gespenster und machen so einem bewußt, wie unnötig alles ist und wie kein Mensch einen braucht. Und es ist manch-

mal so schwer, einen Sinn zu finden, und am liebsten würde man die Ruder einziehen und alles treiben lassen. Noch ein paar Wochen herumreisen, saufen, und dann die Segel streichen. Wenn es nicht ein karger Rest von Vitalität wäre, so würde einen ja niemand zurückhalten . . .

Im gleichen Brief beantwortet er die Fragen des Freundes, der sich gerade mit den geistigen Hintergründen einer Shakespeare-Rolle auseinandersetzt, die er übernommen hat, mit dem Bericht über seine eigene Hamlet-Inszenierung in Basel (siehe Seite 120).

. . . Vor einigen Jahren habe ich in Basel den Hamlet inszeniert, und Hamlet war ein älterer, sehr guter Schauspieler, der denn auch begriff, was ich meinte, ein Experiment, das total hätte mißglücken können. In der Vater-Gespensst-Szene stand er am Souffleurkasten, sah, wie in der ersten Gasse hinter der Bühne das Gespensst, imaginär, erschien, durch die Wand schritt und an der Rückseite des Parketts entlang ging, bis es irgendwo hinten wieder verschwand. Der Zuschauer spüre es im Rücken, und mir selbst lief es kalt hinunter. Hamlet sprach selber mit fast geschlossenen Lippen den Vater, aus sich heraus. Es war toll, wie dieser Bursche diese sehr kühne Sache dann brachte. Ich konnte es ihm vorher nur erklären, es war unmöglich zu proben vorher. Aber es wurde ein ganz großer Eindruck, wie man ihn nur mit wirklich guten Schauspielern zuwege bringt . . . Und das ist doch eben das Herrliche, wenn man nur noch Antenne, Empfänger ist und «Es» zu sprechen anfängt, jenseits von Ratio und Bewußtsein. Damit erlebt man ja eben die Zugehörigkeit, die «religio», zu einer höheren Ebene, zum Universum, und die Realität verliert einen Teil ihrer Wichtigkeit und ihrer Ansprüche . . . die Maßstäbe verschieben sich damit wohl und man hat Sehnsucht und Heimweh nach diesen Minuten oder auch nur Sekunden der Verbundenheit mit dem, sagen

wir: Göttlichen, die so selten sind, und das Alltägliche wird unwichtiger. Ach ja, daß uns dies doch öfter geschenkt würde...

Da wir aber Europäer und keine Asiaten sind, wird es wohl immer eine seltene Beglückung bleiben, und die Wirklichkeit nimmt den hauptsächlichen Platz ein, und in Gottesnamen müssen wir uns herumbalgen und sorgen um unsere Haut, statt um unsere Seele.

In der Vereinsamung der letzten Jahre beginnt Pfister-Terpis in vermehrtem Maße zu schreiben. Es findet sich in seinem Nachlaß eine Reihe dramatischer Versuche, die als Selbstaussagen einen unbestreitbaren Wert besitzen, auf künstlerische Form jedoch kaum einen Anspruch machen können. Er selber hat diesen Versuchen im Grunde keinen künstlerischen Wert beigemessen.

(5. 6. 50)

... Zu meinem privaten Trost kam mir dann eine Arbeit zu Hilfe, die mich Tag und Nacht erfüllte. Die Stadt Zürich hat einen Wettbewerb ausgeschrieben für ein Stück, das in historischer Art, aber ohne ein «Festspiel» zu werden, «Zürcherischen Geist atmen» sollte. Na ja, da fiel mir denn etwas ein, und Du weißt ja, wie es dann ist und wird mit einem, daß es eben zupackt und sein muß. Ob es ordentlich oder ein Bockmist geworden ist, weiß ich beigott nicht, aber ich hab's einmal abgeliefert, und es hat seinen Zweck erfüllt, mich ziemlich glücklich zu machen, wenigstens für drei Wochen. Ich tue das ja nur aus einem Bedürfnis heraus, weil ich in Gottesnamen, seit ich es nicht mehr heraustanzen kann, herausschreiben muß, denn irgendwie muß es heraus. Und es geht am besten in der Dialogform und nicht novellistisch oder so, was sicher viel richtiger wäre. Ich habe nicht die geringsten Ambitionen mehr! Und tue das nur zu meiner eigenen Entlastung...

(29. 10. 51)

... Das geht doch immer bloß so vorwärts und kein Mensch weiß, warum so. Seit einigen Wochen singe ich wieder und meine Schwester begleitet mich. Am meisten liegen mir natürlich die Opernsachen, Arien wie Pizarro, Scarpia und so. Und andererseits über allem Mozart. Aber beides, das Hochdramatische und das Reinlyrische kann ich nicht durchhalten und finde nun im Lied eigentlich das, was mir gemäß ist...

Und dann hatte ich auch wieder ein bißchen im Institut zu tun, und dann mußte ich den Garten für den Winter einpacken, und das ist so, wie wenn man ein liebes Kindchen zu Bett bringen muss...

(18. 12. 54)

... Nun ist also Weihnachten da. Du hast es gut, weißt Du das? Arbeit, Rumor, Getue, das alle die Dämonen in den Ecken zurückhält oder bannt. Bei mir kriechen sie herum, mit spitzen Fingern oder groben Bizepsen — ich kann nur fliehen. Fliehe in den nächsten Tagen. Nach Tübingen, wo ich vielleicht willkommen bin, wer weiß? Wenigstens solange die Glocken läuten, die Herrlichen, Schrecklichen. Bis jetzt ging es ertragbar. Aber jetzt, da meine Kurse zu Ende sind, Zollikon grau ist und überall Weihnachtsbäume herumstehen, da kommt ES. Im Januar ist es dann wieder besser. Man muß sie eben durchstehen, irgendwie, diese Zeit...

Die Kurse in der Migros-Klubschule werden wieder aufgenommen und helfen ihm, seine Vereinsamung zu ertragen.

(14. 8. 54)

... Hier ging es gleich atemlos weiter. Kreutzberg, Gsovsky, Tanzmädchen, Besuche und Gerede, alles ziemlich unnötig und

ermüdend. Aber jetzt habe ich mich an die Vorbereitungen für die Kurse gemacht, was um so eher geht, als das Wetter nicht in den Garten verführt. Habe auch noch im Haus sauber gemacht. Die Küche ist schneeweiß gestrichen, das Bad auch. Dafür sind Tips und ich voller Ölfarbe . . .

Sein Gesundheitszustand verschlechtert sich. Der behandelnde Arzt stellt fortgeschrittene Arteriosklerose fest, und in den Weihnachtstagen 1954, den Tagen also, die er immer gefürchtet hat, trifft ihn der erste Hirnschlag und fesselt ihn eine Zeitlang ans Bett.

(14. 1. 55)

. . . Es ging mir nicht gerade prachtvoll in den letzten zwei Monaten. Der mit den schwarzen Flügeln hat mich gestreift, nur gerade ein bißchen, und den rechten Arm gelähmt, so daß ich zu Hause bleiben mußte und schlief und in Ruhe gelassen sein wollte und hindöste, aber es kommt nun wieder, das heißt der Mut und die Freude am Weitermachen, noch einige Zeit, so wie's halt noch geht . . .

(30. 1. 55)

. . . Es geht. Äußerlich ordentlich, innerlich ziemlich mies und konfus. Meist müde und nun mit einem Ruck präsent, wo es nötig ist. Ich brauchte manchmal einen Arm zum Einhängen, eine ermutigende Stimme oder auch eine Ohrfeige. Ich versinke so leicht . . .

Es war natürlich ein Blick um die Ecke. Aber nun ist es viel besser, Du siehst, daß ich ja auch mit der Feder wieder krackeln kann, und die Lähmung wird wohl schon wieder gut werden. Ich gebe auch meine Kurse wieder, denn im Gehirnkasten war ja nichts defekt. Man merkt mir auch nichts an, wenn es auch viel Energie braucht und mich sehr müde macht. Das Theater ist ja eine ausgezeichnete Zucht gewesen und man hat sich ge-

wöhnt, sich zusammen zu nehmen. Immerhin ist der Schritt vom «älteren» zum «alten» Herrn getan. Ein Hellseher hat mir zufällig letztthin gesagt, daß ich noch nicht «fertig» sei, und daß es noch ein paar Jahre daure. Mir soll's recht sein, wenn es so sein soll. Bloß möchte ich nicht so «siechen» . . .

(21. 12. 55)

. . . An diesen sonnenlosen Tagen, ohne Garten, Tips ist tot, kehrt doch alles, Gutes und Böses, nach innen. Man wird oft bedenklich, bedenklich, über sich, ob man es recht macht, machte. Was hat man schon aufzuweisen? Ich habe so wenig vorzuweisen: guten Willen, ehrliches Strampeln — das andere, das Helfenwollen, hat Platz in der linken Kinderfaust und reicht gerade aus für einen Händedruck oder ein Streicheln über das Haar.

Ich habe jetzt Ferien, die Kurse sind vorläufig zu Ende. Es ging besser, als ich fürchtete. Sogar ein Echo, hier und da. Aber vor allem hat mich beruhigt, daß man mir nicht anmerkte, daß ich eigentlich nicht mehr mag. Das Geseires. Und in mir oft Sch sagte. Trotzdem bin ich froh, daß es im Januar weiter geht, scheinbar. Und diese heilige — unheilige Zeit wird ja auch vorübergehen . . .

Die ungemein starken polaren Bewegungen seines Lebenslaufes treten im folgenden Brief deutlich in Erscheinung: im gleichen Augenblick, in dem er von einer erträglichen Besserung seines Zustandes und wieder erwachter Arbeitsfreude berichten kann, muß er eine schwere menschliche Enttäuschung überwinden, und er zieht das bittere Fazit seines so oft bewiesenen Helferwillens.

(21. 3. 56)

. . . Die Kurse gehen gut. Sogar mit Freude. Alle andern

Fühler sind eingezogen. Viel lesen, Miller, Rimbaud, Archäologisches, was kommt. Und bald ist es soweit, daß ich wieder im Garten buddeln kann. Gesundheitlich geht es leidlich; bloß ist immer noch das eklige Schwindelgefühl da, das der Arzt nicht wegekriegt . . .

Ich wäre fast gekommen, um eine Hand zu spüren, eine liebe, keine lieber als die Deine. Nun geht es wieder, so-so. Na ja, es war mir miserabel. Fast genug. Aber man tut es doch nicht. Pleite auf der ganzen Linie. Pädagogik, Vatergefühle, Helfenwollen, aus-aus. Wir schlagen ja immer an die eigene Brust und fragen nach dem, was wir falsch machten. Und wollen manchmal nicht verstehen, daß es nicht *Schuld* ist, sondern verschiedene Kurven, Abläufe, Wellenlängen. Du, wie schwer ist es, mit einem andern Menschen zu können. Sch die ganze Psychologie. Keinen Dreck wert, wenn es um das einfach Menschliche geht . . .

Jetzt geht es wieder, und ich lecke an meinen Wunden. Nun bin ich wieder bei mir. Gut. Generalausputz. Salü, lieber Freund . . . M.

Das Versagen seiner karitativen Psychologie, das ihm diese bitteren Worte eingab, hat sich später in einem der kleinen Verse niedergeschlagen, die er zu seiner eigenen Erheiterung zu schreiben pflegte:

Sie fand das Leben allzu schwer,
drum ging sie zum Psych-i-a-tèr.
Der fand, es wäre gar nichts los,
sie wäre bloß etwas neuros.
Sie legt' sich untern Küchenschlauch,
dort fand man sie, wie es der Brauch.
Die Tests ergaben: stocknormal!
Da nahm sie zwanzig Veronal
und rülpte, keuzte, lebte weiter,

ich glaube zwar, nicht allzu heiter.
Doch was man muß, muß man per se.
Drum sprang sie in den Zürichsee.
Dort liegt sie noch. Man fand sie nie.
Es lebe die Psychologie!

Friedrich Kolander hat ihm eines seiner Stücke zur Lektüre geschickt, und er antwortet darauf:

(14. 4. 56)

... Dein Stück hat mich äußerst interessiert und erregt. Es tippt bei mir an so vieles an, halb Gespürtes, halb Geahntes, aber das Aufregende daran ist, daß ich nicht weiß, was, und mich einfach so schütteln lasse, wie manchmal im Traum. Ich verstehe es nicht mit der Ratio, und weiß doch genau, daß es einen Sinn hat und mir etwas sagen will und tut. Ein bißchen quälend ist dieser Zustand, da meine eigene Unzulänglichkeit und die verstandesmäßigen Grenzen so deutlich spürbar werden. Es geht mir auch so bei Chagall und den andern Surrealisten, oder beim BIN von Frisch, beglückend, nah, und doch beunruhigend. Es wäre eine prinzipielle Frage, wie weit der Künstler Rätsel aufgeben und Zumutungen stellen soll. Ich selber habe es ja gerne, weil meine Phantasie gereizt wird. Aber die andern, die weniger davon haben, stehen wohl eher ratlos davor ...

(8. 4. 57)

... Dabei ist es so schön in der Welt. Die Kirschbäume sind weiße Sträuße und die Tulpenbeete ein buntes Sofakissen, bloß schöner. Und ich kann wieder auf der Terrasse in der Sonne schmoren und an Euch denken. Es geht mir ordentlich und ich bewege mich nur vom Garten in den Konsum. Denn Vino muß der Mensch ja haben. Und Zigaretten. Das Übrige ist belanglos. Momentan entsteht im Theater das Ballett Abraxas mit Stahl-

Köster¹ als Gast, und sie kommen öfter herauf zu einem Schwatz. Letzthin war sehr lieber Besuch da: Adelheid Seeck von Düsseldorf, Gründgens. Früher meine schönste und liebste Schülerin . . .

Noch spärliche, kurze Nachrichten, Kartengrüße, auf denen das Wort durch ein paar farbige Papierquadrate ersetzt ist, die wie fallendes Laub über die Fläche verteilt sind und die Ordnung der Pyramide verlassen haben. Es sind die Dämpfungssyndrome seines Farbentests, grau, weiß, und ein schwermütiges, dumpfes Blau, die einzigen, die ihm aus dem Farbenspiel seines Lebens geblieben sind . . .

In der deutschen Zeitschrift «Tanz» aber schreibt ein Anonymus einen «Gruß an Max Terpis»:

«Während sich das Nachkriegsproblematische auf der deutschen Bühne tummelt, lebt ein Mann in der Schweiz, der sich große Verdienste um die Entwicklung des deutschen Tanzes erwarb. Dieser Mann ist Max Terpis. Er sagte der Bühne Lebewohl und verschrieb sich der Psychologie . . .

In den Tänzerkreisen ist Max Terpis nicht vergessen. Es ist bedauerlich, daß dieser große Künstler fern der heutigen Bühnen wirkt. Jedoch mußte wohl ein so sensibler Künstler diesen Entwicklungsgang gehen. Terpis beherrschte im Tanz den Körper, durchseelte diesen Körper mit der Flamme seiner Kunst. Vielleicht hat er es erreicht, körperlos zu werden. Vielleicht tanzt heute seine Seele in ihm. Vielleicht lebt er jenseits der Materie als Weiser, Dichter, als wahrhaft faustischer Mensch. Wir danken, grüßen und wir bewundern ihn . . .»

¹ Die Tänzer Jockl Stahl und Lieselotte Köster gehörten zu Terpis' Berliner Schülerkreis.